

Gregor Höppner

XPUB

*Le nom perdu*

Der verlorene Name

Gregor Höppner

# Le nom perdu

Der verlorene Name

Roman



## Impressum

© 2022 by ANTHEA VERLAG  
Hubertusstraße 14, 10365 Berlin  
Tel.: (030) 993 93 16  
e-Mail: [info@anthea-verlag.de](mailto:info@anthea-verlag.de)  
Verlagsleitung: Margarita Stein  
[www.anthea-verlag.de](http://www.anthea-verlag.de)

Ein Verlag in der ANTHEA VERLAGSGRUPPE.  
[www.anthea-verlagsgruppe.de](http://www.anthea-verlagsgruppe.de)

Umschlaggestaltung: Stefan Zimmermann  
Bildnachweis und Bildrechte: Gregor Höppner  
Lektorat, Korrektorat und Satz: Paul Richter

ISBN 978-3-89998-394-4  
eISBN 978-3-96767-015-8

# Inhalt

Prolog

Berta

Ein Kaffee mit Patrice I

Aus grauer Städte Mauern

Hand eines Engels

Friedhof

Ein Kaffee mit Patrice II

Landjahr

Neuer Beruf

Reichsarbeitsdienst

Ein Kaffee mit Patrice III

Sommerfrische

Erfolgsmeldungen

Ein Kaffee mit Patrice IV

Evakuierung

Heimatanschrift: Etzin, über Wustermark/Osthavel

Ein Kaffee mit Patrice V

Richtung Westen

Jessheim

Eisenach

Fremdheit

Ein Kaffee mit Patrice VI

Erkenntnis

Frau Day

Genesung

Eine Reise mit Patrice

Paris

Caen

Montreuil

Epilog

Danksagung

Über den Autor

Für Angela, Thomas und Michael

*„Ich dachte immer  
für ein Familienleben geschaffen zu sein.  
Es ist aber so ganz anders um mich bestellt“*

Luzies Tagebuch

# Prolog

*„...Ich erinnere mich, wie aus einem zarten Dunstschleier der neue Tag erwuchs, es war Ostern, nie habe ich es bewusster erlebt! Dann kam der Nachmittag, an dem unsere Gäste erschienen, es war eine Berlinerinnen mit ihrem Jungen. Bohnenkaffee und einen Veilchenstrauß hatte ich als Gruß von Ramette. Kerzen waren angezündet, ein netter Tisch gedeckt, wie gut konnte man diese Wärme und Geborgenheit gebrauchen. Für Ramette war dieser Nachmittag ein Geschenk, er kam nämlich später auf Strümpfen heraufgeschlichen, es war ja strengstens verboten. Nach fünf Jahren Gefangenschaft, das erste Mal als Mensch, keine vergitterten Fenster, kein Holztisch, keine stinkenden Kameraden. Ich musste es einfach tun, es war auch richtig. Es war so interessant und unterhaltend, habe nur gelauscht, kaum mich an den Gesprächen beteiligt, wie war doch die Welt groß und weit. Vielleicht wurde in diesen Stunden das Samenkorn gelegt, ja man könnte es beinahe glauben. - Mir fehlte, seitdem Angela geboren war, etwas, ich suchte es immer fort, es war etwas verloren gegangen, aber was?“*

Luzies Tagebuch

Seit mehr als 45 Jahren bin ich im Besitz einer Holzkiste von der Größe eines Schuhkartons, die meine Brüder nicht haben wollten. Mein Erbe. Darin enthalten sind Briefe meiner Eltern, die sie einander schrieben, Tagebuchaufzeichnungen meines Vaters aus der Kriegsgefangenschaft, Ostergrüße, Weihnachtskarten, Beileidskarten zum Tod meiner Stiefschwester, Fotoalben

und eben jene Aufzeichnungen meiner Mutter, umschlungen von einem blauen Band.

Diese Holzkiste befand sich immer oben auf dem Hängeboden unserer Wohnung in der Halskestraße in Berlin.

In den langen, warmen Sommernächten nach dem Tod meiner Mutter holte mein Vater die Kiste mit den Papieren herunter, erzählte vom Krieg, seiner Gefangenschaft, brachte mir das Morsealphabet bei, das er als Funker gelernt hatte und schickte mich oft erst weit nach Mitternacht ins Bett. Es war seine Art Trost zu spenden. Er selbst blieb noch lange wach, stand auf dem Balkon und rauchte still seine Zigarette in die lindenduftende Dunkelheit Berlins.

Ich war damals zehn Jahre alt und konnte nicht begreifen, warum meine Mutter gestorben war. Ich verstand nicht, warum mich niemand aus der Familie auf dem langen Weg ihres Sterbens mitgenommen hatte, nicht meine Brüder, nicht meine Oma Berta, nicht mein Vater, niemand hatte mit mir darüber gesprochen. Ich fühlte mich betrogen um ein *Adieu*, ein *Lebewohl*. Stets hieß es: ... *wenn Mutter erst wieder gesund ist...* Ich war wütend, dass meine innere Empfindung, dass etwas nicht stimmt, abgetan wurde. Es war eine Wut, die lange Zeit mein ständiger Begleiter war.

Die Holzkiste auf dem Hängeboden - das Band um die Papiere und Briefe darin, wie Stacheldraht um eine wohlgehütete Heimlichkeit, ein Bann gegen zu große Neugierde - unvorstellbar für mich, dieses Siegel aufzubrechen, damals und noch Jahre, nachdem mein Vater gestorben war.

„Die Kiste mit den Briefen und Papieren ist dein Erbe, sie ist da und fertig - vielleicht später“, sagte ich mir.

Wovor fürchtete ich mich? Einem großen Familiengeheimnis? Die Eltern: Nazis? Kriegsverbrecher? Mörder?

Meine Neugierde lässt mich nicht ruhen. Ich öffne die Kiste, vermute, dass darin ein Schlüssel zu meinem Leben verborgen sein könnte. Ich löse das blaue Band und entdecke Menschen und ihre Schicksale, ihre Leben, ihre Geheimnisse. Ich lerne sie kennen. Und ich lerne meine Mutter Luzie kennen. Hatte sie doch die Gelegenheit nicht nutzen können, mir von *damals* zu erzählen, von ihrem Leben vor meiner Zeit.

Das Einzige, was ich von diesem *Damals* kannte, war der Name ihres ersten Ehemanns - Walter. Er starb kurz nach dem zweiten Weltkrieg und einige Jahre später die gemeinsame achtjährige Tochter, Angela. Ich finde in der Holzkiste ein Fotoalbum mit Angelas Geburtsanzeige, Bilder meiner Mutter, Bilder ihrer Hochzeit mit Walter, Walter in Uniform. Und jene mit einem Band umwickelten Aufzeichnungen. Es sind große Blätter, eng beschrieben, in einer wundersamen Schrift, gleichmäßig, klar, kräftig. In Sütterlin. Um sie lesen zu können, muss ich erst meiner Mutter Schrift erlernen, meine *Mutter-Sprache*. Alles ist mir vertraut, als ob ich den Klang ihrer Stimme höre. Ihre Worte treffen mich ins Herz.

Doch eigenartig: Nie, auch in der Beschreibung der schlimmsten, schwierigsten Situation kommt ihr ein Fluch, eine Verwünschung oder Beschimpfung über die Lippen. Ist sie so sanft, so mitfühlend, so verzeihend, so ohne Hass und Abscheu? Will sie sich vor einer Verurteilung ihres Handelns, ihrer Leidenschaft, ihrer Liebe durch andere schützen, indem sie wohlgeformte Worte wählt? Warum werden keine Daten, keine Orte genannt? Sind sie dem, der die Aufzeichnungen liest, bekannt und ist deshalb keine Erinnerungsstütze und Erklärung notwendig? Kam die

Anregung, Gedanken und Träume aufzuschreiben, von Frau Day? Einer Psychologin, die Luzie in der Zeit nach Walters Tod aufsuchte. War es Teil einer Therapie? An wen richtet sie das Geschriebene? Oder ist es nur eine stille, schriftliche Zwiesprache mit sich?

Sieben Blätter, nummeriert mit den Seitenzahlen 8 bis 14, existieren noch, die Blätter 1 bis 7 fehlen. Wo sind sie? Wer hat sie entfernt? Sollten sie verschwinden, um Luzie in guter Erinnerung zu behalten? Damit das Bild von ihr nicht befleckt wird?

Es tauchen Personen und Begebenheiten auf, von denen ich noch nie etwas gehört habe, Ereignisse und Namen, die meine Neugierde weiter anfeuern. Wer ist *Ramette*?

# Berta

*„Ein in sich verschlossenes Kind in unfriedlichen Familienverhältnissen, Zank, Lärm, nur Häßlichkeiten. Sehnsucht nach Sonne und Liebe. Hatte doch keinen Platz, wo ich in Ruhe für mich war, oh ja es war bitter und hart, ich war mit 15 Jahren schon alt, Spiel und Heiterkeit kannte ich nicht.“*

Luzies Tagebuch

Berta hatte den Steckrübenwinter 1916/17 überlebt, diese reiche Zeit. Reich an Entbehrung, an Hunger und Kälte, reich an Sorgen um das Ding in ihrem Bauch; reich an Verzweiflung, reich an Verwünschungen ihres Größenwahns, ihrer gefühlsduseligen Verliebtheit, ihrer Unvorsichtigkeit, ihrer Leichtfertigkeit.

Sie war gezwungen, ihr bisheriges Leben aufzugeben, das kleine bisschen Freiheit, ihre Unabhängigkeit, weil sie auf den Sommerball des Jahres 1916 im *Paresü*, dem Park-Restaurant-Südende gehen wollte. Weil sie sich etwas gönnen wollte, einmal, weil sie tanzen wollte unter den schattigen Bäumen am Rande des Sees. Weil sie in der hitzigen Augustschwüle eine Kahnpartie machen, begehrt sein wollte. Sie wollte sich dem Schwung der Blaskapelle hingeben, dem Schwung des Walzers, dem Schwung seiner Hüfte, seiner adretten Marineuniform, den lächelnden Lippen unter seinem Schnäuzer. Und nun hatte sie einen Braten in der Röhre.

Anbetteln, überreden musste sie ihn, Willy, den Matrosen, anflehen, dass er sie nimmt, sie nicht auf der Straße sitzen lässt, dass er sie heiratet. Und jetzt hält ihr frisch Vermählter seinen Kopf für Kaiser und Vaterland hin.

Gott sei Dank ist er Heizer auf dem kleinen Kreuzer *Frankfurt* und nicht auf einem dieser schrecklichen U-Boote. Die Angst um ihn und ihre Zukunft lässt sie nachts immer wieder hochschrecken. Sein kleiner Sold reicht nicht vorn und hinten auch nicht, ihre Stellung hatte sie verloren und damit ihre Bleibe. Seit der Hochzeit im Oktober wohnt sie in Willys Bude.

1905 hat sie das 300-Seelen Dorf Neu Zowen verlassen und sucht sich eine Stellung als Dienstmädchen bei einer Herrschaft. Mit sechzehn Jahren geht Berta, ein kesses Mädchen, in die Hauptstadt des Deutschen Reiches, in die Weltstadt, die Millionenmetropole, den Moloch - Berlin. Sie bricht auf, um dem ärmlichen Leben in der von Kiefern bestandenen Öde Hinterpommerns zu entfliehen.



*Berta, 1909*

Über zehn Jahre arbeitet sie bei der Herrschaft. Hat allen Avancen, von welcher Seite auch immer, widerstanden. Hat auf den Richtigen gewartet, wollte ihren Anstand und ihr Herz nicht einfach wegschenken. Hört ihren Vater ihr hinterher brüllen, dass sie sich noch umgucken würde. Sie seien nun mal einfache Leute, keine *Von und Zu*. Ihre vorlaute Klappe würde sie noch bitter bereuen, und wenn sie ihm Schande bereite, und selbst

wenn sie den ganzen Weg von Berlin auf Knien nach Hause gekrochen käme und ihn um Verzeihung bitten würde, er würde sie in den Dreck zu den Schweinen stoßen.

Nach Hause, nach Pommern, kann sie nicht. Dieser Hochmut! Nein, nein, das hat sie nun davon, das ist die gerechte Strafe, schwanger von einem Oberkellner. Nein, sie kann nicht zurück.

Nun steht Berta in der Kälte von Berlin stundenlang nach Brot an. Ab und zu trifft sie ein Mädchen aus ihrer Stellung, die steckt ihr etwas Essbares zu.

Im April 1917 erklären die Vereinigten Staaten von Amerika dem deutschen Kaiserreich den Krieg und am 20. Mai erblickt Bertas erste Tochter Luzie das Licht der Welt. Berta ist jetzt 28 Jahre alt.

Willy kommt auf Heimaturlaub, *kiekt sich ma* seine *Kleene* an, Luzie, die Strahlende, die Leuchtende, die Herrscherin des Lichts. *Stolz is er uff dit* Wunder des Lebens und sagt:

*Daruff muss icke erst ma eenen heben jeen, ooch wenn se n bisschen mickrig is, die Kleene. Musse ihr ma mehr zu futtern jeben.*

*Nu, wovon denn?*

sagt Berta,

*is doch nüscht da. Dieser jottfaadamnte Kriech.*

*Nanana,*

sagt Willy,

*imma langsam mit de junge Ferde. Wenstens is Somma,*

*kannse schön draußen sitzen und inne Sonne plienen,* und verschwindet wieder aus der Heimat in den Kohlenbunker, um ordentlich Dampf zu machen unterm Arsch seiner Majestät Schiff. Kein Ende in Sicht.



*Willy, 1917*

Willys kleine Bude unterm Dach in der Brandenburgischen Straße in Südende - fünf Parteien wohnen dicht auf dicht im nach hinten gesetzten Anbau, Klo draußen überm Hof, das Wasser gefriert im Winter - ist als Junggesellenbude mit gelegentlichem Damenbesuch ganz in Ordnung. Aber für die kleine Familie? Luzie ist ein Jahr alt und Berta zum zweiten Mal schwanger. Im Oktober und November 1918 wird ihre Sorge um ihn immer größer, als sie von den Matrosenaufständen in Kiel hört. Wie sie Willy, den Sozi, kennt, ist er bestimmt mittenmang.

Der Krieg ist zu Ende, Willy heil und gesund zurück. Aber besser wird es nicht. Nun hocken sie zusammen in der Bude, mit dem kleinen Kind, das immerzu krank ist. Sie haben nichts zu essen und Bertas Bauch wird unaufhörlich runder. Willy geht jetzt öfter vor seinem Dienst in die Eckkneipe, in der er arbeitet, spült mit den einbeinigen Kriegsheimkehrern seine Angst vor dem Leben nach dem

Krieg hinunter. Spät kommt er nach Hause, es gibt Brüllereien, es setzt Schläge. Hat er seinen Rausch am Sonntag ausgeschlafen, nimmt er seine Luzie auf den Arm, hakt die dicke Berta unter, und dann geht es am Teltowkanal entlang bis zum Stadtpark. Sonntagsspaziergang wie bei *anstänje* Leute.

Abends holt er die Klampfe vom Schrank, setzt sich an das Kinderbettchen und singt für seine *Kleene*:

*Die Blümelein, sie schlafen  
schon längst im Mondenschein,  
sie nicken mit den Köpfchen  
auf ihren Stängelein...*

Berta steht hinter ihm, wiegt sich sacht im Takt und denkt daran, wie er sie damals im Gartenlokal angelächelt hat,

*...die Vögelein, sie sangen  
so süß im Sonnenschein...,*

wie der Begriff *sich zur Wehr setzen* in ihrem Kopf nirgends zu finden war,

*streut er ins Aug ihm Sand...,*

und wünscht sich, dass er doch einfach ein bisschen besser aufpassen würde,

*schlafe, schlafe, schlaf du, mein Kindelein.*

1920 ziehen sie in die Lichterfelder Straße um, den Berg rauf. Die Wohnung hat ein halbes Zimmer mehr und die Toilette ist *halbe Treppe*, nicht mehr übern Hof. Liselotte, die Zweitgeborene, wird bald zwei Jahre alt und ihre große Schwester Luzie bleibt das Sorgenkind, kraftlos und matt. Nachwuchs Nummer drei kündigt sich an.

Im Jahr darauf gibt es die Wende zum Besseren, trotz Inflation, Arbeitslosigkeit und allen Unsicherheiten der neuen Republik. Sie ziehen erneut um, nun in die Halskestraße, mit den wenigen Möbeln, die die jetzt

fünfköpfige Familie ihr Eigen nennt. Willy schnorrt sich alles zusammen, bei *Bekannten* aus der Kneipe. Hier werden sie bleiben, für immer. Endlich eine größere Wohnung, drei Zimmer.

Der Aufstieg, gesellschaftlich und finanziell, ist da, Willy wird Geschäftsführer der Kneipe. Er hat es zu etwas gebracht, dank seines Charmes und seines Talents, Menschen für sich einzunehmen. Doch sein Geld landet nicht nur im Haushalt - er ist ein lustiger Geselle, lädt gerne seine Freunde ein, auch die falschen.

*Wenn de so fille faakoofen würdest, wie de selba trinks, wärste schon längste Krösus jewesen,* sagt Berta. Immer wieder gibt es Streit. Berta ist unzufrieden und argwöhnisch.

Im April 1923 soll Luzie in die Volksschule gehen, doch der Amtsarzt lehnt eine Einschulung ab, er stuft das zarte Mädchen als schuluntauglich ein. Luzie ist jetzt sechs, Liselotte vier und Erika, die dritte Schwester, drei Jahre alt und Berta kann endlich etwas dazuverdienen: Sie übernimmt die Hauswartstelle. Berlin-Steglitz, Südende, Halskestraße, Parterre, rechts.

Die Wohnung hat eine Küche mit einem Fenster, das zu ebener Erde in den Hinterhof führt. Die Kinder benutzen es als schnellsten Weg in den Garten, der kaum einer ist, eine Fläche, die nur im Sommer, wenn die Sonne es über die Dächer der engstehenden Nachbarhäuser geschafft hat, Licht bekommt. Berta pflanzt hier etwas Gemüse an, Radieschen, Salat und Kräuter, wie sie es aus dem Garten ihrer Mutter in Hinterpommern kennt. Es stehen zwei große Fliederbüsche im Hinterhof, lila und weiß, die herrlich duften, wenn sie blühen. Manchmal schneidet Willy ihr einige Zweige ab und steckt sie in einen Topf, Berta freut das.

Wenn sich Luzie, Liselotte oder Erika beim Spielen im Garten oder auf der Straße das Knie aufschlagen und weinend zu Berta rennen, gibt es nichts Tröstendes außer ein paar Katzenköpfen und die Ermahnung gefälligst aufzupassen. An die Küche schließen eine niedrige Kammer und der Flur an. Von dort gehen das Badezimmer, die zwei immer kalten Schlafzimmer und das Wohnzimmer ab.

Im Wohnzimmer steht der dunkle Kachelofen mit einer Holzbank davor, ein ausziehbarer Esstisch mit Sofa, am Erkerfenster, das zur Straße weist, ein runder Tisch mit Stühlen und Unmengen von Bügelwäsche, die Berta für Nachbarn aus dem Hinterhaus für ein paar Groschen übernommen hat. Auf der Anrichte steht die große Tischuhr, die zu jeder Viertelstunde ihren Gong erklingen lässt, ein Hochzeitsgeschenk von Bertas Vater, das er ihr vier Jahre nach der Hochzeit anlässlich seines ersten Besuches bei ihr und Willy mitgebracht hatte. Einmal am Tag öffnet sie das Glas vor dem Ziffernblatt, zieht die Uhr mit dem Schlüssel auf, der in der Schublade der Anrichte liegt, steht und lauscht für einen Augenblick. Spürt, wie mit jedem Ticken der Uhr ihre Lebensträume vertrocknen.

An Sonntagen, wenn Willy frei hat und sich seine Schwägerin, Tante Ida, zum Mittagessen selbst eingeladen hat, gibt es Suppe, Kohlrouladen, Nachtisch und für Willy eine Zigarre. Berta schneidet einen Laib Graubrot auf. Sie umfasst ihn mit dem linken Arm, drückt ihn an die Brust und bewegt ein abgewetztes, teuflisch scharfes Brotmesser schneidend auf sich zu. Scheibe um Scheibe schneidet sie gleichbleibend dünn ab und legt das geschnittene Brot in den Korb, der auf den gedeckten Esstisch im Wohnzimmer neben die Suppenschüssel kommt. Haben sich die Mädchen nach dem Spielen mit den Nachbarskindern Hände, Hals und Gesicht geschrubbt, die feinen Sonntagssachen angezogen und sind endlich alle in der guten Stube

versammelt, beginnt das Essen. Nur das leise Klappern der Suppenlöffel und das Ticken der Uhr sind zu hören. Luzie ist so aufgeregt und begeistert von ihrem Erfolg beim Kästchenhüpfen, dass sie sich nicht zurückhalten kann und Tante Ida davon erzählen muss. Berta greift in den Brotkorb, nimmt eine Scheibe Graubrot heraus und schlägt Luzie damit ins Gesicht,

*Bein Essen wird nich jeredet.*

Sie legt die Scheibe Brot in den Korb zurück.

In der letzten Zeit tauchen vermehrt Leute aus einem extravaganten Gewerbe bei Willy in der Kneipe auf. In Steglitz sorgt es für immer neuen Gesprächsstoff, das Filmgeschäft. Mit dem *Schlossparkkino* hat das sechste große Lichtspieltheater in der Schlossstraße eröffnet. Auch in der Nähe des Stadtparks gibt es ein Kino, das *Palast-Theater*. Willy ist entflammt, er sieht seine große Chance. Hat nicht erst vor kurzem das Lichtspielhaus Südende im Saal des Restaurants *Zur Esche* aufgemacht? Da zeigen sie großartige Filme mit Gesang und Musik. Gleich um die Ecke.

Berta rast vor Zorn,

*Dit is doch allet Kokolores. Wat willse denn da? Wie stelle dir dit denn vor? Wer soll denn die Mäula von de Jören stoppn, kannse mir dit ma sarjen? Dit is doch allet nur wejen die Waiba!*

*Hör uff mit den Jeseir, du olle Jiftnudel. Ick mach, wat ick will, so is dit,*

brüllt Willy und schmeißt die Wohnungstüre hinter sich zu.

Die Filmschaffenden treffen sich nach getaner Arbeit bei Willy in der Kneipe. Er erzählt zu Hause von diesen Menschen, diesen Verrückten, diesen Göttern. Der Glanz, den die Filme und ihre Hersteller in dieser unruhigen,

düsteren Zeit versprühen, ist in Willys Erzählungen zu spüren, in seinen Augen zu lesen. Luzie erlebt ihren Vater, der strahlt, begeistert ist, voller Energie und Schaffenskraft. Er will Teil dieses Glanzes werden, lässt die Kneipe Kneipe sein, gibt zu Bertas Entsetzen seinen Geschäftsführerposten auf und lässt als Beruf im Berliner Adressbuch *Film Industrie* eintragen. Er ist mächtig stolz darauf. Überall in Steglitz werden Filmaufnahmen gemacht, in den gläsernen Dachstühlen am S-Bahnhof Steglitz, im Stadtpark und in den Rauhen Bergen, dieser riesigen Sandgrube in der Nähe vom Friedhof Bergstraße. Stummfilmproduktionen schießen wie Pilze aus dem Boden. Willy setzt sein handwerkliches Geschick ein und arbeitet sich in kurzer Zeit hoch. Er leitet die Abteilung Kulissenbau, springt überall ein, wenn Not am Mann ist, manchmal auch als Gitarre spielender Mexikaner mit Sombrero in den Reihen der Statisten.

Doch sein Glück ist nur von kurzer Dauer. Die Inflation und die zurückgehenden Zuschauerzahlen zwingen die Filmfirmen zu Entlassungen und Schließungen. Viele Kinos kämpfen um ihr Überleben. Schweren Herzens muss Willy aus der *Film Industrie* ausscheiden und verdingt sich nun wieder in seinem gelernten Beruf als Maler.

Im April 1924 ist es soweit, dass Luzie endlich, mit sieben Jahren, in die Volksschule kommt. Sie besucht die Mädchenschule der 5. und 7. Volksschule an der Markus-Kirche, zu Fuß drei Minuten von zu Hause. Sie bleibt das schwächliche und zarte Mädchen, ihr körperlicher Zustand hat sich nicht verbessert. Die familiäre Situation auch nicht. Berta wirft Willy vor, die ganze Familie ins Elend zu stürzen, mit seiner Leichtsinnigkeit. Wie konnte er nur so dumm sein, die Kneipe aufzugeben. Das Thema Geld führt zwischen Berta und Willy zu ständigem Streit. Wenn Willy

spät abends nach Hause kommt und sein Magen so leer ist wie der seiner Kinder, macht Berta ihm die Suppe mit Einlage auf dem Herd noch mal warm.

*Wo kommste denn jezze her, hä? Wills ma doch nich assählen det de vonne Arbeit komms? Warst wieda inne Kneipe jewesen, ja, mit deine sojenannte Freunde, wa?*  
raunzt Berta ihn an und stellt ihm den Teller auf den Tisch. Er setzt sich, nimmt einen Löffel und spuckt augenblicklich wieder aus.

*Willste ma faajiften mit den Schweinefraß? So ein dreckijet Dreckszeujch!*,

und schleudert Berta den Porzellanteller vor die Füße, der scheppernd zu Bruch geht.

*Ja, ja, kaputt machen, dit kannste, aba mehr ooch nich. Wie kann man nur so doof sein un bein Film arbeiten?Uff so een wie dich hamse da jewartet, janz bestimmt. Kannse mia ma sajen wie dit weita jehen soll?*

Er beantwortet ihre Frage mit einer Salve von Schlägen.

*Halt deine dreckije Klappe.*

Die drei Schwestern verkriechen sich in einer Ecke im Flur und halten sich ihre Hände schützend vor die Köpfe.

*Luzie! Komm her und mach dit da sauba, nu wird's bald,*  
wird sie von Berta in die Küche gerufen. Sie muss das zerbrochene Geschirr zwischen den Beinen ihrer heulenden Mutter zusammenkehren. Beim Aufsammeln schneidet sie sich an einer Scherbe, Blut tropft auf die Dielen. Berta guckt ihre älteste Tochter kopfschüttelnd an, versetzt ihr ein paar Ohrfeigen und sagt:

*Dusslije Jöre. Unjeschicktet Fleisch muss ab.*

*Höa uff zu flennen, mach dit sauba.*

Willy brüllt in der Tür stehend:

*Dit kommt nur, weil du mit den Jeld nich umjehen kanns. Schmeißt dit ausn Fensta und ick buckel mir jeden Tach ab*

*und denn is nüscht mehr da, wenn icke na Hause komme.  
Dit is allet deine Schuld.*

Geld. Wozu soll *Geld* nütze sein? Inflation und Weltwirtschaftskrise sind andere Wörter für den täglichen Kampf mit Wäschekörben voll wertloser Geldscheine. Anstehen für Brot und Lebensmittel, die man eigentlich nicht bezahlen kann, weil das Geld abends nur ein Zehntel des Wertes hat, den es am Morgen noch besaß. Es wird angeschrieben und gestundet. Auch Willy muss anschreiben lassen, in der Kneipe.

Die drei Schwestern haben ständig Hunger. Wenn Luzie aus der Schule kommt, muss sie sich um die Kleinen kümmern, ob es ihr passt oder nicht. Sie muss die Kindersachen flicken, Socken stopfen und die Küche in Schuss halten, die Öfen versorgen, wenn Berta wieder stundenlang für ein paar Kartoffeln unterwegs ist. Wehe, es ist nicht alles ordentlich, dann setzt es eine Tracht Prügel und gleich noch eine, wenn der Vater nach Hause kommt.

Oben, im fünften Stock, ist die Waschküche. Ein großer Raum unter dem Dach mit einer Kammer, in der ein Kupferkessel und ein Steingutwaschbecken mit einem Kaltwasserhahn zu finden sind. Am Sonnabend ist Washtag, dann muss Luzie die Kohlen und die Berge dreckiger Wäsche mit hochschleppen. Mit den anderen Mietern im Haus wird den ganzen Tag gewaschen, die Wäsche auf dem Waschbrett geschrubbt, in der stickigen Luft, im heißen Dampf der Waschküche, schweißnass von Kopf bis Fuß. Hier oben werden nur die großen Teile gewaschen, Bettbezüge und Laken. Wird die noch dampfende Wäsche an einem frostigen Wintertag - und die Wintertage sind schnell frostig in Berlin - auf die Leinen im zugigen Dachboden gehängt, gefriert sie binnen einer halben Stunde und wird bretthart, um niemals, nie trocken

zu werden. Die restliche Wäsche wird unten im Badezimmer in der Wanne gewaschen. Die ganze Wohnung hängt voll mit Stoffwindeln und Hemdchen, Röcken, Kleidern und weißen Oberhemden, die Luzie ordentlich aufhängen muss. An schlimmen Tagen läuft die Feuchtigkeit die Wände des Badezimmers herunter. Überall klebt der Kohle- und Aschestaub, auch wenn nur noch in der Küche geheizt wird. Nicht geheizt, es wird gekocht, das wenige, was es gibt. Wärme ist nur ein Nebenprodukt.

Innerlich erfroren, vom Hunger gekrümmt, starr vor Angst und dem Gefühl, alles falsch zu machen, ganz und gar falsch zu sein, verkriecht sich Luzie mit ihren beiden Schwestern unter der Bettdecke, um sich gegenseitig wenigstens ein bisschen zu wärmen. Der einzige weiße Fleck am Bettzeug ist jene Stelle, an der sich die Atemluft in Eiskristallen niederschlägt.

Die kleine Kammer an der Küche wird vorübergehend untervermietet. Willys freundschaftlicher Dienst an einem nicht nur vom Krieg versehrten Kameraden, der in der Nordsee im Ölteppich eines versenkten Schlachtschiffes schwamm und auch Jahre später noch an einer *chemischen Pneumonitis* leidet. Er darf bleiben, bis er einen Platz im Lungensanatorium Beelitz gefunden hat.

*Der hat mir bei Jericht mal 'n Arsch jerettet,*  
sagt Willy mit einem Augenzwinkern.

Das kehlig gurgelnde Husten des Kameraden ist Luzies ständiger Begleiter. Nur am Vormittag verstummt es, für die kurze Zeit im selten geheizten Klassenzimmer.

Es sind die große Müdigkeit und der ständige Hunger, die dem zehnjährigen Mädchen zu schaffen machen, die sie unaufmerksam sein lassen. Sie führen dazu, dass sie die richtige Antwort nicht weiß, nicht, weil sie die Frage nicht verstanden hätte, nein, sie hat sie vor Müdigkeit nicht gehört. Das ermutigt den Herrn Lehrer, freundlich und

fürsorglich mit dem Rohrstock dreinzuschlagen, um dieses eigenwillige, impulsive Mädchen zu ermahnen und zur Ordnung zu rufen. Sie ist nicht die einzige. Eine ganze Reihe ihrer 46 Klassenkameradinnen haben Schwierigkeiten mit der Aufmerksamkeit, besonders im Deutschunterricht. In das einschläfernde Aufsagen einer schillerschen Ballade spinnt ihr müder Kopf den Beginn des Schwimmunterrichts im Stadtbad in der Bergstraße. Die Schulkinder gehen mit Schuhen durch die Halle, die Bademeisterin brüllt: *Ausziehen!* Eine Schwimmhalle wie ein Kirchenschiff, große bogenförmige Fenster als Oberlicht des Tonnengewölbes, Jugendstil von 1908. Schmiedeeiserne Geländer an der Galerie der ersten Etage, türkisblaue Fliesen im länglichen Schwimmbecken, mit halbkreisförmigem Abschluss, darüber eine Kuppel. In der Apsis nimmt die Wassertiefe zu, die Fliesen schimmern in einem dunklen Schwarzblau.

Das Stimmengewirr der Kinder, verstärkt durch das metallische Schlagen der Umkleidekabinentüren, echot durch das Gewölbe. Sie steht da, mit nackten Füßen in ihrem Badeanzug, und bekommt eine Schwimmweste mit eingenähten Korkklötzen angelegt, der Stoff der Weste ist noch tropfnass von den Vorbenutzern. Ihre dünnen Beine fangen an zu zittern, sie muss dringend auf die Toilette, ihr ist kalt.

*„Und wärfst du die Krone selber hinein  
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron,  
Er soll sie tragen und König sein -  
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.“*

Sie steigt die Treppe tief ins Becken hinab. Das mäßig warme Wasser umspült ihren Leib, der Badeanzug saugt sich voll, schwer wie Blei. Am Beckenrand hoch über ihrem Kopf steht die Bademeisterin und hält ihr eine lange

Holzstange vor die Hände, fordert sie auf, mit der eingeübten Schwimmbewegung zu beginnen. Sie versucht gleichmäßig zu atmen, gleichmäßig einen Zug nach dem anderen zu machen, oben zu bleiben. Der Kork bietet nur wenig Auftrieb. Sie schaut nicht nach unten, sie schaut an den Beckenrand, beginnt die Fliesen zu zählen. Ihr Kopf gerät wieder und wieder unter die Wasseroberfläche.

*„Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,  
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,  
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen  
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.“*

Die Stimme der Bademeisterin ertrinkt in ihren Ohren, die Bewegung ihrer Beine beginnt aus dem Rhythmus zu geraten, sie strampeln, finden keinen Widerstand. Wasser schwappt durch ihre Nasenlöcher, schießt am Gaumensegel entlang in den Rachen. Mit einem würgenden Husten versucht sie, es aus dem Hals zu bekommen. Sie ergreift die angebotene Stange, um sich zu retten, inne zu halten, Luft zu holen, Atem zu schöpfen. Doch die Bademeisterin bleibt nicht stehen, rettet sie nicht, holt sie nicht aus dem kalten Wasser. Sie zieht sie damit immer weiter am Beckenrand entlang zur Apsis. Ihr Puls überschlägt sich.

*„ Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,  
Zu scheußlichen Klumpen geballt,  
Der stachligte Roche, der Klippenfisch,  
Des Hammers greuliche Ungestalt,  
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne  
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.“*

Das Kommando:

*Die ganze Runde, los jetzt,*

verschwindet in ihrem prustenden, blubbernden Ausstoßen der Luft. Die Beine durchwühlen kältere Wasserschichten.

Jetzt, so weiß sie, ist sie an der schwärzesten, an der tiefsten Stelle des Beckens. Es ist nicht zu erkennen, was da unten ist, doch da ist etwas, das nur darauf wartet, dass ihre Kräfte sie verlassen. Ihre Bewegungen werden unruhiger, ungleichmäßiger, sie benutzt ihre Arme wie ein Hund im Wasser. Das Rufen der Bademeisterin verschmilzt mit dem Krach in der Halle und den Wellen, die in ihre Ohren schlagen. Keuchend erreicht sie die Leiter auf der anderen Seite des Beckens. Sie umklammert die Sprossen so fest, dass ihre Handknöchelchen weiß hervortreten. Ein Rinnsal warmen Wassers zwischen ihren Beinen.

*„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewusst  
Von der menschlichen Hilfe so weit,  
Unter Larven die einzige fühlende Brust,  
Allein in der grässlichen Einsamkeit,  
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede  
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.“*

Sie schreckt hoch, als die Schulglocke schrillt.

*Nächste Woche nochmal den Taucher.*

*Herrschaften! Das muss sitzen! Alle Strophen!*

*Auswendig! Pardon wird nicht gegeben!,*

sind die letzten Worte des Deutschlehrers.

Es gibt keinen Schwimmunterricht, nicht 1927, nicht in der Schule und für Mädchen schon gar nicht, ihr Vater wäre auch strikt dagegen gewesen.

*Meenste Schwimmen hätt mir jerättet, wenn se den Kahn  
faasenkt hätten, vor England? Besser 'n Ende mit  
Schrecken als Jakeens. Wär ick ebn abjesoffen und bei de  
Flundern jelandet,*

hätte er auf ihren Wunsch schwimmen zu lernen geantwortet.